

Susanne
Klehn

67

Prozent
vom
Glück

Eulenspiegel Verlag

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-359-02457-6

© 2015 Eulenspiegel Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
unter Verwendung eines Motivs von Marco Prosch

Die Bücher des Eulenspiegel Verlags erscheinen
in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Ein Tag im Juni: »Das ist ja mit Sicherheit nichts Schlimmes«, plappere ich munter drauflos. »Aber das hier sieht seit zwei Tagen plötzlich komisch aus und tut auch noch ganz schön weh. Da dachte ich, ich wackel mal schnell her und zeige Ihnen das!« Ich lächle den jungen Arzt vor mir betont gut gelaunt an. Er ist höchstens so alt wie ich, und ich finde, wenn Arzt und Patientin altersmäßig auf Augenhöhe sind, schleicht sich schnell ein verlegenes Gefühl mit ins Behandlungszimmer. Besonders pikant wird es, wenn die Patientin – in diesem Falle ich – mit runtergelassener Hose auf der Pritsche sitzt.

Der Oberarzt aus dem Nachbarzimmer kommt mit meiner Akte rein und mit seinem Alter auch gleich eine gesunde Portion routinierte Professionalität.

»Na Frau Klehn, was haben wir denn da?«

»Die Frau Klehn wollte uns das mal zeigen und dachte, da wackelt sie mal schnell hierher.« Der Jungarzt grinst und guckt mir dabei schelmisch ins Gesicht und dann, wieder mit Arztmiene, in Richtung Schritt. Das muss er, denn »das« ist eine seltsame Hautveränderung am sehr oberen Teil meines inneren Oberschenkels, dort, wo die Bikinizone und alles, was dazugehört, nicht weit entfernt ist. In der Zone an sich ist alles, wie es sein soll, und da ich inzwischen einen absolut soliden Lebenswandel führe, kann ich die Stelle glücklicherweise zeigen, ohne eine komplett peinliche Diagnose befürchten zu müssen.

»Dann wackeln wir jetzt mal alle zusammen direkt nach hinten in den OP!«, ordnet der Oberarzt äußerst heiter an.

»Waaas? Jetzt sofort?«

Das frage nicht ich, sondern sein junger Arztkollege. Ich gucke nur mit großen Augen zwischen den Weißkitteln und der

Stelle auf meinem möglichst lässig hindrapierten Schenkel hin und her.

»Da fackeln wir gar nicht lange, was weg ist, beißt nicht mehr!«

Der Oberarzt wedelt fröhlich mit meiner Krankenakte in der Luft und weist dann, ganz wie eine Stewardess, den Weg in den OP-Bereich.

Warum bin ich nicht einfach mit den Kindern in eine schummrige Bar gegangen, statt nach Feierabend unter die unerbittliche Neonröhre einer Arztpraxis? Bei Muschebubu fallen komische Hautveränderungen gar nicht auf, ganz davon abgesehen, dass ich sie dort wegen der delikaten Schrittnähe auch niemandem vorgeführt hätte. Jetzt kann ich hier nicht mehr abhauen. Sowohl meine Hose als auch meine Schuhe sind soeben von einer Krankenschwester entwendet worden. Stattdessen stecke ich in einem kleinen grünen Kittel, der selbst für die Bar zu kurz wäre, und schleiche mit eingezogenem Schwanz über den kurzen Gang zum OP. Ein paar Sekunden später höre ich schon, wie klappernd das OP-Besteck sortiert wird.

»Ich möchte aber wenigstens eine Happy-Hour-Betäubung«, schmolle ich den Doktor, als wäre er nur Ober, ohne Arzt.

»Das kriegen wir hin«, schmunzelt er väterlich zurück. Ich bin beruhigt. Der Mann hat schon mehrfach Spuren von Humor gezeigt, und das schafft bei mir prinzipiell Vertrauen.

Ich seufze theatralisch und lege mich ergeben hin.

Eigentlich ist alles cool: Es ist ein sommerlicher Tag im Juni. Mir geht es, abgesehen von der bevorstehenden Spontan-OP, ziemlich spitze. Ich bin privat in guten Händen, habe einen tollen Freundeskreis, den ich übrigens für mich immer »die Kinder« nenne, und mit der Karriere läuft's auch. Vor mir liegt ein freies Wochenende, das ich nun legitim ausschließlich mit Filmegucken verbringen kann. Schließlich habe ich in wenigen Minuten eine Wunde, die zum Heilen vor allem Ruhe braucht.

Das heißt auch, ich sollte viel essen und darf, huch, gar keinen Sport machen. Ich muss grinsen: Alles in allem bin ich mit der Gesamtsituation gar nicht so unzufrieden. Wenn dieses Angst-klopfen im Herzen nicht wäre ...

»Die OP macht sonst der Pfortner«, zwinkert mich mein lustiger Oberarzt an.

Ich zwinkere besonders frech zurück, doch der Herr Doktor hat keinen Blick mehr für mein bemühtes Mienenspiel. Er besprüht schon wie wild meinen gesamten Schenkel mit Desinfektionsmittel. Eine Wolke des typisch-beißenden Geruchs hüllt mich ein. Plötzlich zieht die Panik mit ihren scharfen Krallen an meinen Eingeweiden.

Das hier kenne ich schon.

Das gab es schon mal.

Auch im Juni.

1. WRONG

Damals, vor fünf Jahren, fühlte ich mich wie ein Erdmännchen und benahm mich auch so: Köppi immer als Erste oben, und wenn andere trotzdem schneller oder größer waren als ich, dann war ich eben lauter. Ich hatte, nach bereits sieben Jahren beim MDR, gelernt, mich durchzusetzen und zu beweisen. Mein Studium hatte ich quasi nebenbei beendet und war zur TV-Reporterin aufgestiegen. Ich konnte also nun endlich auch noch mein Gesicht in die Kamera halten und nicht nur meine Hand mit Mikrofon. Ich fühlte mich mit siebenundzwanzig als lupenreine Journalistin und schuftete beinahe jeden Tag.

»Jetzt biste jung, jetzt musste ran!«, spornte mich auch mein Mann Toni an, besonders dann, wenn ich mich morgens vor Müdigkeit kaum aus dem Bett quälen konnte. Er war Studioleiter einer großen Fernsehproduktionsfirma, acht Jahre älter als ich und musste es deshalb wissen.

Außerdem war da noch die Excel-Tabelle. Toni hatte die eingeführt, nachdem wir vor einem Jahr, auch im Juni, mit Riesen-Tamtam in einem Luxushotel an der Ostsee geheiratet und uns zusätzlich mit einer Eigentumswohnung im Leipziger Zentrum verwöhnt hatten. Das Geld dafür kam größtenteils von der Bank. Aber wir verdienten beide gut, hatten weder Kind noch Auto; Toni fuhr Dienstwagen und ich Straßenbahn; und deshalb gab die Bank sehr gerne. Das Problem war: Ich auch! Allerdings nicht aufs Tilgungskonto, sondern an der Kasse von Klamottengeschäften. Und genau da setzte die Excel-Tabelle an. Als verantwortungsbewusster Ehemann trug Toni dort akribisch alle meine Ausgaben ein. Dafür musste ich jeden Sonntag meine Kontoumsätze vortragen. Ich hasste die Tabelle, denn sie stand am Ende nie zu meinen Gunsten und Toni fand ich in diesen

Minuten des Rappports immer doof. Die vier Jahre vor der Hochzeit hatten wir uns ausgesprochen unspießig verhalten, und besonders Toni schaute überall hin, bloß nicht aufs Geld. Das hatte mir sehr imponiert. Nun warf mir derselbe Mann, der mich gelehrt hatte, das Leben locker zu sehen, immer wieder vor, dass ich durch meinen aufwendigen Kleidungsstil kaum noch Kohle hatte, um meinen Anteil der Wohnungsrate zu tilgen. Um Toni zu besänftigen, kümmerte ich mich um noch mehr Dienste beim MDR und produzierte nachts auch noch Wochenserien für diverse Privatsender bei einer freien Firma. Ich war also dauermüde, quengelig, überdreht – und ging als Ausgleich noch mehr shoppen. Jeder Burnout-Experte und jeder Schuldnerberater hätte mein Handeln als klassischen Teufelskreis beschrieben.

Und dann war ein paar Wochen zuvor etwas passiert, sozusagen zusätzlich. Ich will nicht sagen, dass die Excel-Tabelle schuld war, aber sie wirkte mit Sicherheit unterstützend. Ich hatte mich verknallt. Hals über Kopf. Boden wegziehend. Atem raubend. Vorher noch nie dagewesen. So überwältigend, dass ich schon anfang, meine Hochzeit zu bereuen.

Max war Schauspieler. Ich hatte ihn, ganz Klischee, bei einem Fernsehdreh kennengelernt. Ich sollte einen Beitrag über ein neues Lifestyle-Hochglanzheft machen, und Max stand in der zweiten Ausgabe des Magazins im Mittelpunkt: mehrseitiger Artikel mit Fotostrecke. Für den Dreh wurden Teile des Shootings noch mal nachgestellt. Wir trafen uns dafür in der Lobby eines Dresdner Top-Hotels: der Fotograf, eine Hefteredakteurin, mein Kamerateam und ich. Und Max.

Schon als sich bei der Begrüßung zum ersten Mal unsere Blicke trafen, schickte mir mein Körper eindeutige Signale. Ich fühlte mich, als wäre ich ein Magnet und Max eine Kühlschrantür. Auf gut Deutsch: Ich war über die Maßen von ihm angezogen und ziemlich schnell ziemlich horny, was absolut ungewöhnlich für mich war. Schließlich war es ein dienstliches Zusammentreffen, und allgemein war ich bei Männern sonst immer sehr beherrscht. Hier kicherte ich alsbald begeistert über Max' wohlodosierte Scherze. Er war witzig, sprachlich geschickt, erschien mir klug – und hatte die sinnlichsten Lippen, die ich je bei einem Kerl gesehen hatte. Und er kaufte mir in der Mittagspause beim Bäcker ungefragt zwei Milchbrötchen. Die liebe ich besonders. Ich zog den Dreh künstlich in die Länge. So viele Schnittbilder wie da hatte ich noch nie in petto, was sowohl vor Ort beim Team als auch später beim Cutter für hochgezogene Augenbrauen sorgte. Doch mir war das alles egal: In mir explodierte gerade etwas. Als Max mir beim Abschied seine Mailadresse gab und ich sie gierig aufschrieb, täuschten wir beide professionelle Gründe vor. Ich wedelte dabei zusätzlich übertrieben mit meiner rechten Hand. Dort trug ich meinen noch sehr neu glänzenden Ehering.

Doch schon bald konnten wir auf den keine Rücksicht mehr nehmen. Ich vertuschte Zusatzausgaben wie Zugfahrten in gehobene Hotelbetten exceltabellenkonform als Dienstreisen und extra heiße Höschen als Requisiten für Drehs, die ich erst mal auslegen musste. Glücklicherweise war Toni viel zu beschäftigt, um dabei Betrug zu wittern.

Ich fühlte mich in diesen Wochen wie »Queen of fucking everything«: Immer obenauf, verliebt, verrückt und durch die Kombination von Doppelschichten und Doppelmoral auch ein bisschen verschlissen. So fühlt sich Leben an,

dachte ich. Und dann, an einem Montag Anfang Juni, klingelte um 11.07 Uhr mein Telefon.

»Hallo, hier ist die Frau Dr. W.. Können Sie mal bitte in meine Praxis kommen?«

Ich lag im Joggingbüchchen auf meiner Couch und wollte gerade ein kleines Nickerchen machen. Zur Arbeit musste ich an diesem Tag ausnahmsweise erst später, doch trotz Ausschlafens war ich schon wieder total kaputt. Hinter mir lagen zwei wilde Nächte in der Hauptstadt, und in mir nagte auch noch fieser Abschiedsschmerz. Max war für ein dreimonatiges Theaterengagement an den Arsch der Welt gedüst, wir würden uns eine ganze Weile nicht sehen können. Ich hatte Liebeskummer und war müde, und nun bimmelte auch noch meine Hautärztin in diesen schlaffen Vormittag und verlangte, dass ich mich sofort anzog und zu ihr kam.

Dabei war doch schon vor fünf Tagen alles erledigt worden: Frau Dr. W. hatte mir einen Leberfleck am Rücken entfernt. Ich fand ihn nicht hübsch und wollte doch gerade jetzt, in der vielleicht aufregendsten Phase meines Lebens – der als Geliebter – perfekt sein. Der Schnitt war so mini, dass ich schon drei Tage später unbeschwert durch die Federn toben konnte. Deshalb fand ich es nahezu rührend, dass sich meine Ärztin so liebevoll um mich kümmern wollte. Es lohnte sich eben immer wieder, dass ich beim Fernsehen war!

»Ach Mensch, wie lieb, Frau Doktor! Die Wunde tut gar nicht mehr weh und sieht gut aus. Hab vorhin erst mit dem Handspiegel nachgeguckt. Außerdem muss ich gleich los, die sächsische Weinkönigin wird gekürt – und ich bin als Reporterin vor Ort!«

Frau Dr. W. interessierte sich immer sehr für meine Arbeit, und ich nutzte jede Gelegenheit, um meine Bild-

schirmtätigkeiten anzupreisen. Außerdem war ich hundemüde und hoffte, mit meiner vorgetäuschten Geschäftigkeit um den Gang in ihre Praxis zu kommen. Ich unterdrückte angestrengt ein Gähnen und merkte trotzdem sofort, dass sich die Stimmung in der Leitung änderte.

»Dann sagen Sie der Weinkönigin mal bitte ab und kommen zu mir!«

Ich setzte mich auf. Dieses Gespräch wurde zunehmend merkwürdig.

»Na, Frau Dr. W., das geht so nicht. Ich kann doch nicht einfach absagen, wer dreht denn dann da?«

»Frau Klehn, da wird sich schon jemand finden. Sie müssen jedenfalls erst einmal dringend zu mir!«

»Warum denn? Was ist denn?«

Meine Stimme klang ganz klein.

»Das besprechen wir gleich bei mir. Kommen Sie jetzt, bitte, ja? Und wenn es geht, bringen Sie sich jemanden mit. Bis gleich!«

»Bis gleich«, schluchzte ich in mein Handy. Die Tränen kamen einfach so und wie auf Knopfdruck. Da hatte Frau Dr. W. aber schon aufgelegt.

Ich guckte fassungslos in meinem riesigen Wohnzimmer umher, das so aussah, als wäre es aus »Schöner Wohnen«. Monatelang hatten Toni und ich diese Wohnung entworfen. Vor zwei Jahren war das alles nicht mehr als eine marode Stelle in einem kaputten Dachstuhl gewesen, jetzt saß ich in einem Super-Penthouse mit allem Pipapo. Verrückterweise war ich ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass mich eine luxuriöse Hülle vor sämtlichen Widrigkeiten des Lebens schützen könnte. Nun merkte ich, dass ich weder den Kamin noch die Kochinsel zur Ärztin schicken konnte, und kam mir sehr dumm vor.

»Bringen Sie sich jemanden mit ...« Ich starrte, immer noch heulend, auf mein Handy. Es gab nur einen, den ich dringend anrufen wollte. Stattdessen wählte ich Tonis Nummer, der, völlig ungewohnt, sofort ranging. Sonst wartete ich manchmal Stunden auf seinen Rückruf, aber nun versprach er, sofort nach Hause zu kommen.

Zwanzig Minuten später saßen wir im Auto auf dem Weg zur Hautarztpraxis. Es war warm und sonnig, und ich heulte und zitterte.

»Nun bleib mal ruhig. Das ist vielleicht gar nichts weiter!« Für den letzten Satz spannte Toni sehr stark seine Kiefermuskeln an. Das machte er immer, wenn's brenzlich wurde, und daher auch sehr oft bei unseren Stelldicheins mit der Excel-Tabelle.

»Gar nichts weiter?«, kreischte ich hysterisch in sein Ohr. »Und deshalb macht die so einen Aufriss und so eine Geheimnistuerei? Das sieht man doch in Filmen, dass das was ganz Schlimmes ist, wenn Ärzte so komische Anrufe machen! Der Anruf, das war wie im Film!«

Seit ich aufgelegt hatte, spürte ich mit einer unfassbaren Gewissheit, dass gerade eine Lawine auf mich zurollte. Mit einer Wucht, die mich komplett umhauen würde. Ich WUSSTE, dass es nur eine schlimme Krankheit sein konnte. Die schlimmste, um genau zu sein.

»Bitte, bitte, bitte, lieber Gott, bitte lass es nicht zu spät sein. Bitte lass es noch rechtzeitig sein, lieber Gott. Ich mache alles!«

Ich betete tatsächlich und wie von Sinnen. Ich betete so sehr, dass die Knöchel meiner gefalteten Hände ganz weiß gegen meine Haut drückten. Ich war nicht in der Kirche und weder gläubig noch spirituell, aber ich brauchte Beistand, und zwar den größten, den es geben konnte.

»Jetzt hör doch mal auf, Mensch! Wir sind hier nicht im Film!«

Toni war durch meine überbordende Hysterie ziemlich schnell überfordert. Er haute mit der Hand aufs Lenkrad und gleich danach aufs Autoradio. In meine Gebete plärrte wuchertartig Dave Gahan:

Wrong

Wrong

There's something wrong with me chemically

Something wrong with me inherently

The wrong mix in the wrong genes

I reached the wrong ends by the wrong means

It was the wrong plan in the wrong hands

With the wrong theory for the wrong man

The wrong eyes on the wrong prize

The wrong questions with the wrong replies

Die Wahrheit des Textes traf mich wie ein Schlag: »Der falsche Mix in den falschen Genen, der falsche Plan in den falschen Händen ...« Falsch, falsch, falsch. Obwohl ich Depeche Mode sehr mochte, war die Musik plötzlich düster und gruselig. Das Lied nahm mir die letzte Luft zum Atmen. Ich konnte nur noch brüllen: »Kannst du das bitte mal ausmachen?«

»Aber wir gehen doch heute Abend aufs Konzert ... Ich dachte, das lenkt dich vielleicht ab.«

Toni jammerte nun auch ein bisschen. Woher sollte er in dieser fremdartigen, beängstigenden, komplett falschen Situation denn wissen, was er machen sollte? Ich fand allerdings das Autoradio anzu stellen definitiv »wrong«.

»Höchstwahrscheinlich gehe ich nie wieder auf Konzerte und erst recht nicht heute Abend!«

Pathos fand ich schon immer gut, und während ich diese schwergewichtigen Worte aussprach, drängte sich eine Erinnerung in meinen Kopf: Im März, also erst drei Monate vorher, waren Toni und ich bei einem Konzert von PINK in der Leipziger Arena gewesen. Einer meiner engsten Freunde, Oliver, arbeitete beim Radio und konnte mir auf den letzten Drücker noch Karten besorgen, Sitzplätze ganz vorne an der Bühne, top Sicht. Während ich selbstzufrieden in einem extra neu erworbenen Outfit auf den Konzertbeginn wartete, setzte sich ein Pärchen auf die zwei freien Plätze neben mir. Die Frau war ziemlich jung und sah sehr fertig aus. Sie hatte weder Wimpern noch Augenbrauen, und um den Kopf hatte sie ein buntes Tuch gewickelt. Es war offensichtlich, dass sie gerade mitten in einer Chemotherapie steckte und allein der Weg zu den Plätzen ihr große Anstrengung bereitete. Als sie sich hinsetzte, trafen sich unsere Blicke – und damals schien es mir für ein paar Sekunden fast so, als würde sie MICH bedauern und nicht umgekehrt. Das fühlte sich total verrückt an. Ich verdrängte die unangenehme Situation sofort. Jetzt, im Auto, an der letzten Ampel vor der Hautarztpraxis, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Todkranke erkennen einander. Anders konnte es gar nicht sein. Ich stöhnte laut auf. Toni spannte die Kiefermuskeln an.

Als wir in der Praxis ankamen, war ich so voller Angst, dass ich leise vor mich hin wimmerte. Die Schwester führte uns sofort am übervollen Warteraum vorbei in ein Sprechzimmer. Ihre Lippen waren aufeinandergepresst, ihre Blicke wichen mir aus.

»Was ist denn nur?«, flüsterte ich tränenerstickt.

»Frau Doktor kommt gleich.«

Und damit ließ sie uns alleine. Während wir warteten,

beantwortete Toni Mails auf seinem Communicator. Ich presste mir mein inzwischen völlig vollgerotztes Taschentuch ins Gesicht, denn mir fiel schon wieder etwas ein: Vor Kurzem, auf einer Redaktionsparty, hatte ich mich mit meiner besten Freundin Kristin, die mit mir beim Sender arbeitete, ziemlich beklingelt in die Teeküche zurückgezogen. Ich beichtete ihr meine Affäre mit Max. Wie es sich für eine richtige Freundin (und Trauzeugin!) gehört, schüttelte Kristin mahnend ihre langen Locken und wies mich auf meine noch junge Ehe hin. »Ich weiß«, sagte ich schon leicht lallend, »aber ich habe gerade das Gefühl, als komme was ganz Schlimmes auf mich zu und das Schicksal belohnt mich davor noch mal!« Der Gedanke kam mir, so wie betrunkene Gedanken eben manchmal kommen, einfach so, aus dem Nichts. »Du spinnst total. Was ist denn das für eine Ausrede?« Kristin lachte, und dann stießen wir aufs Leben an.

Im Sprechzimmer ging endlich die Tür auf.

Frau Dr. W.'s Mund war genauso schmal wie der der Arzthelferin. Zwei böse Vorahnungen. Zwei Strichmünder. Ich wusste genau, was sie mir sagen wollte. Es traf mich trotzdem wie ein Keulenschlag.

»Frau Klehn, den Leberfleck hatten wir ja in die Histologie geschickt. Und, naja. Susanne, das ist ein schwarzer Hautkrebs. Es tut mir wirklich leid!«

»Muss ich jetzt sterben?«

Der Satz war draußen, ehe ich ihn bewusst denken konnte. Die Antwort war furchtbar.

»Das weiß ich nicht.«

»Was? Sie sind doch meine Ärztin?!«

»Wir müssen ganz schnell ganz viele Untersuchungen machen, und wir gehen natürlich erst mal vom Allerbesten

aus. Aber wir müssen gucken, wie weit der Krebs schon ist. Und ehe wir das nicht wissen, können wir noch gar nichts sagen. Das ist leider so.«

Mein Kopf war leer, ganz leer. Alle Tränen waren schon auf dem Weg hierher geweint. Ich fühlte mich wie in einem Vakuum. Das konnte doch nicht ...

»Meine Geburtstagsparty findet statt!«, schrie ich plötzlich durch den Behandlungsraum.

In nur vier Tagen würde ich – hoffentlich noch – achtundzwanzig werden, und alle waren schon eingeladen. Meine Partys galten seit Jahren als Happening, zu dem kommen durfte, wer auch nur halbwegs meinen Dunstkreis streifte. Und es war auch noch der erste Geburtstag in der neuen Luxusbutze! Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass von dieser Feier alles andere abhing.

»Toni, meine Geburtstagsparty findet statt!«, flehte ich noch einmal flüsternd. Toni guckte wie ein angeschossenes Reh und konnte nichts sagen. Nur nicken und mit dem Kiefer mahlen.

»Ja, das finde ich gut, machen Sie das!« Frau Dr. W. versuchte statt Strichmund nun ein aufmunterndes Lächeln. »Feiern Sie am Freitag Ihren Geburtstag. Aber heute müssen wir erst mal Ihre weitere Behandlung anschieben. Ich empfehle Ihnen die Uniklinik, die Leute von der Haut kenne ich alle, und die sind sehr gut!«

»Sind die auch nett?«, fragte ich voller Angst.

»Ja, die sind sehr nett! Soll ich da gleich mal anrufen?«

»Ja. Mir ist schlecht, kann ich bitte ein Wasser haben?«

Da kriegte man den Schock seines Lebens und es gab nicht mal was zu trinken dazu.

Als die Arzthelferin mir schließlich ganz traurig einen Kaffeeport mit Leitungswasser brachte, gingen meine Tränenschleusen wieder auf. In dieser hilflosen Geste steckte

doch mein gesamtes Elend: Die Tatsache, dass ich aus einer privaten Frühstückstasse vom Praxisteam trank, führte mir nur zu deutlich vor Augen, dass Fälle wie der meine hier alles andere als alltäglich waren. Sonst hätte es doch wohl Wassergläser für frisch Krebsdiagnostizierte gegeben!

»Fahren Sie gleich in die Hautklinik, die schieben Sie rein. Und danke, dass Sie mitgekommen sind.« Der letzte Satz ging Richtung Toni, der immer noch nur nicken konnte. Seine Backen pulsierten regelrecht.

Wie erschlagen blieben wir beide sitzen.

»Es tut mir wirklich unendlich leid. Aber bis jetzt ist noch gar nichts entschieden! Das hier ist Ihr Befund, den geben Sie bitte den Ärzten in der Uniklinik, mit einem lieben Gruß von mir. Alles Gute, und wir sehen uns!«

Ich starrte auf den großen Umschlag, den mir Frau Dr. W. in die Hand gedrückt hatte. Er war zugeklebt und besiegelt so nicht nur mein Schicksal, er versiegelte es auch. Aber auf dem gelben Überweisungszettel standen groß zwei Worte: »Malignes Melanom.«

Wie in Zeitlupe ging ich hinter Toni durch das krachend volle Wartezimmer. Diesmal hatte ich das Gefühl, dass jeder Patient mich anstarrte. War das Ärger, weil ich mich vorgedrängelt hatte? Oder ahnungsvolles Mitleid?

Zurück auf der Straße fetzte ich als Erstes den Umschlag auf. Das war schließlich mein Befund aus meinem Körper. Ich empfand es als Unart, dass so was zugeklebt überreicht wurde.

Ein zweiseitiges Fax kam zum Vorschein: »Institut für Pathologie« stand im Briefkopf, darunter gleich vier verschiedene Ärztenamen. Daneben ein Siegel: »Qualitätsmanagement. Wir sind zertifiziert.« Ich wusste nicht, ob ich mich darüber freuen sollte. Ohne Qualitätssiegel wäre das ganze Theater vielleicht ein riesengroßer Irrtum! Aber das

Siegel war da, und der Patientename lautete: Susanne Klehn, geboren am 12.06.1981. War leider alles richtig.

In dem Befund stand, dass mein komischer Leberfleck in der »Flanke links« ein »noduläres Melanom« war. Außerdem stand da, neben zahlreichen medizinischen Fachbegriffen und Zahlenwerten, noch etwas von einer »subepidermalen Spaltbildung« des Tumors und von einem »Clark-Level IV«.

Ich verstand nur Bahnhof. Und wollte den Befund schon wütend zusammenfalten, als ich am allerletzten Satz des Schreibens hängenblieb. Und dessen Inhalt war auch für jeden Laien klar ersichtlich:

Wir empfehlen die konsequente onkologische Nachbetreuung der Patientin.

Onkologie, da stand es. Das Wort, das mir schon immer einen Schauer über den Rücken gejagt hatte, zumindest, seit ich wusste, welche Fachrichtung sich dahinter verbarg. Auf dem Weg zur Straßenbahn musste ich jeden Morgen an einer onkologischen Praxis vorbei. Wenn mein Blick auf das Schild fiel, dachte ich: »Die armen Schweine, die da hin müssen.« Jetzt war ich selber so ein armes Schwein.

Wir standen immer noch direkt vor dem Eingang der Hautarztpraxis. Toni guckte hilflos in die Luft.

»Hier, lies mal bitte meinen Befund. Ich muss telefonieren.«

»Das kannst du doch im Auto machen ...«

»Nee, ich will einfach drei Schritte gehen. Du kannst ja im Auto auf mich warten.«

So weit kam es noch, dass ich vor Toni meinem Lover steckte, dass ich – ja, was eigentlich? Schwer krank war? Aus dem Verkehr gezogen? Bald sterben musste?